



Harry  
Belafonte

mit Michael Shnayerson

*My Song*

Die Autobiographie

Kiepenheuer  
& Witsch

manentem Lob und der Zustimmung zu erkennen, die ständig von allen Seiten auf mich niederprasselten. Das scheint für einen Prominenten naheliegend, aber bei mir lag die Sache anders. Sie war größer und komplexer. Es war nicht nur Bewunderung, die ich erntete. Menschen setzten ihren Glauben und ihre Hoffnung in mich. Ich wurde täglich gesalbt. Warum war ich unter allen schwarzen Kindern in Jamaika und Harlem ausgewählt worden, mit Staatsoberhäuptern zusammensitzend, die meine Meinung hören wollten? Ich fühlte mich getrieben von der Angst, den Respekt der Menschen zu verdienen, und dank Peter erkannte ich, dass ich in einem Teufelskreis steckte. Je mehr ich tat, umso mehr respektierten die Menschen mich; und je mehr sie mich respektierten, desto mehr fühlte ich mich verpflichtet, etwas zu tun.

Im Kern ging es um meine Mutter, die sich selbst immer angetrieben hatte und mit dem Echo ihrer Ermahnungen auch mich weiterhin antrieb. Ich hatte längst erkannt, wie zwanghaft das war – eine Art Wahn. Ein Jahrzehnt, nachdem sie das Haus in L. A. verlassen hatte, wohnte sie immer noch in ihrer kleinen Wohnung in dem alten Reihenhaus ohne Fahrstuhl an der 143rd Street, Ecke Convent Avenue mit Bad auf dem Flur. Bis auf einen gelegentlichen Scheck weigerte sie sich, irgendwelche Hilfe von mir anzunehmen. Auf ein kleines Zeichen hin hätte sie allen Luxus haben und die ganze Welt bereisen können. Aber sie zog es vor, in dieser Wohnung zu bleiben, mit jedem Schritt und Atemzug gegen die Armut kämpfend wie besessen, weil es das war, was sie ausmachte; das war ihre Identität. Und auch mich trieb dieser Impuls nach wie vor an, mich immer weiter mit gesenktem Kopf ins Joch zu spannen.

Ein noch wichtigerer Einfluss waren jedoch auf ihre Weise die großartigen Jazzmusiker im Royal Roost gewesen, die mir die Chance gegeben hatten, die mein Leben veränderte. Ich zahlte meine karmische Schuld noch immer zurück und würde dies freudig auch mein ganzes weiteres Leben lang tun. Meine neueste Entdeckung hieß Nana Mouskouri, die wunderbare griechische Jazz- und Folksängerin, die ich 1960 auf unserer Tour

durch Griechenland kennengelernt hatte und mit der ich dann überall in Europa und den Vereinigten Staaten aufgetreten war.

Nana war auch auf der Bühne extrem schüchtern. Es war kein Zufall, dass sie sich hinter ihrer typischen strengen Brille verbarg wie eine Bibliothekarin und ihr schulterlanges Haar beim Singen oft die Hälfte ihres Gesichts verdeckte. Aber sie hatte eine wunderbare Stimme, einen verblüffenden Stimmumfang und ein brillantes Rhythmusgefühl. Sie beherrschte die griechischen Volkslieder mit ihren komplizierten 9/8- oder 11/4-Takten absolut präzise. Als ich sie kennenlernte, hatte sie bereits eine große griechische Fangemeinde und war immens beliebt bei US-Matrosen, die in der großen Militärbasis auf Kreta stationiert waren. Ich habe ihr nur geholfen, die Schar ihrer Anhänger zu vergrößern. Ich bezahlte ihren Besuch in New York in jenem Jahr. Sie kam zusammen mit ihrem Mann George Petsilas, der sie auf der Gitarre begleitete. Kurz darauf produzierte Quincy Jones ihr erstes amerikanisches Album.

Nachdem ich sie Anfang 1965 schließlich mit auf Tournee genommen hatte, nahm Nana, die fließend Französisch, Deutsch und Spanisch sprach, auf all diesen Märkten ebenfalls Hit-Alben auf und wurde zu einer der bestverkauften Musikerinnen weltweit. Trotzdem weigerte sie sich, die Brille mit der strengen schwarzen Fassung abzusetzen! Auf der Bühne wirkte sie wie eine Trennwand zwischen ihr und dem Publikum. Nana stand steif da, ohne ihren Gesang mit irgendeiner Geste zu untermalen. Ich hatte das Gefühl, wenn ich sie bloß aus der Enge dieser Brille befreien könnte, würde sie sich auf der Bühne öffnen. Das erklärte ich ihr auch am zweiten Abend unserer Tour, und sie probierte es ohne, fühlte sich jedoch so verlegen und entblößt, dass sie sie schon am nächsten Abend wieder aufsetzte.

Ich wusste, dass Nana eine Frau von brodelnden Emotionen war – das spürte man, wenn man sie nur singen hörte, und es machte einen großen Teil ihres Reizes aus –, aber ich wusste nicht, wie emotional sie war, bis ich eines Tages im Tourbus ihr und ihrem Mann gegenüber saß und merkte, dass sie weinte. Ich fing Georges Blick auf, der mir mit einer winzigen Geste

zu verstehen geben wollte, dass alles okay sei. Aber nichts war okay. Ihre Tränen wuchsen sich zu heftigem Schluchzen aus. Die Gespräche im ganzen Bus verstummten, und die Musiker wechselten besorgte Blicke. Hatten Nana und George einen ernsthaften Streit gehabt? War ihr Vater oder ihre Mutter gestorben? Das Schluchzen ging noch bis zu unserem nächsten Stopp weiter. Nachdem wir in unserem Hotel eing\_checked hatten, traf ich George allein in der Halle und fragte ihn, warum Nana geweint hatte. »Ah«, sagte er, »sie hat eine griechische Tragödie gelesen.« Ich sah ihn an und wartete. »Nun, das ist alles«, sagte er. »Das war der Grund. Die Geschichte hat sie berührt.« Ich wusste nicht, ob ich laut lachen oder lieber schleunigst einen Notfallplan für die Tour entwerfen sollte. Ich war mit zwei sehr seltsamen Menschen unterwegs!

Als wir die gemeinsame Tournee beendeten, stieg Nanas Stern so rasch auf, dass sie anders als Miriam allein große Hallen füllen und stattliche Gagen verlangen konnte. Es ergab schlicht keinen Sinn mehr für sie, weiter mit mir zu touren. Aber wir nahmen noch ein gemeinsames Album auf, *An Evening with Belafonte/Mouskouri*, und bevor sich unsere Wege trennten, spielten wir im heißesten neuen Laden in Vegas, dem Hotel, das mein neues Zuhause auf dem Strip werden sollte.

Mit dem Abend seiner Eröffnung am 5. August 1966 veränderte Caesars Palace Las Vegas. In allem, von dem vierzehngeschossigen Turm mit seinen insgesamt siebenhundert Zimmern bis zu den achtzehn Springbrunnen mit hohen Fontänen vor dem Casino, machte Caesars Palace deutlich, dass es von jetzt an *the place* war. Der Laden, den Frank zu seinem Domizil machen würde. Der Laden, in dem auch ich meine Zelte aufschlagen sollte.

Andy Williams weihte das Caesars Circus Maximus Theater ein. Nana und ich kamen zwei oder drei Wochen später. Der Abschied vom Riviera fiel mir schwer, aber bei den Gagen, die das Caesars bot, auch wieder nicht so schwer. Mein Manager Mike Merrick berichtete mir mit einem Wolfsglinsen, dass ich es nicht glauben würde, und so war es. Ich mochte den Glamour. Ich mochte meine Zimmer, ich mochte die Bezahlung.